

Picasso hören

Von Marcel Reuss. Aktualisiert am 15.11.2010



Ein Bild sagt mehr als 1000 Worte. Zählt man die Sätze dazu, die man im Kunsthaus sonst noch hört, wird ein Besuch der Picasso-Ausstellung zum leicht surrealistischen Konzert.



Begegnung mit einem Jahrhundertkünstler: Blick in die Picasso-Ausstellung im Kunsthaus.

Bild: Keystone

In Zürich wurde Pablo Picasso sozusagen museal.

Weil das Kunsthaus seine Werke als erstes Museum ausstellte. Das war 1932, als die Bilder noch keine Namen, sondern Nummern und Verkaufsschilder trugen. Und nun, zum 100-Jährigen des Kunsthauses, ist der Jahrhundertkünstler zurück. Ein schönes Geschenk hat man sich damit gemacht. Ein teures zwar, aber wiederum ein erfolgreiches. Sahen damals 34'000 Besucher die Bilder des Malers, den wenige bereits als Genie erkannten, der von Psychologe Jung aber als schizophran bezeichnet wurde, dürften es bis heute in Zürich um die 57'000 gewesen sein. Nach einem Drittel der Dauer weise das auf einen grossen Erfolg hin, sagt ein Sprecher des Kunsthauses. Weil es wohl niemanden gäbe, der noch nie von Picasso gehört habe, und weil viele Werke noch immer modern wirkten, das Multitasking irgendwie vorwegnehmen.

Und genau mit dem Multitasking ist es so eine Sache. Das ist zwar ein schönes Wort, trotzdem arbeitet das Gehirn noch immer Punkt für Punkt auf seiner To-do-Liste ab. Das ist anstrengend, und vielleicht hat man deswegen bisweilen den Eindruck, dass den Besuchern vor lauter Hören das Sehen vergeht. Die Picasso-Ausstellung jedenfalls ist auch ein Erlebnis für die Ohren, und dieses beginnt beim Eintritt.

Keiner spricht, alle hören zu

«Margrit, ich kaufe für dich das Billett. Nicht, dass wir es doppelt kaufen.» «Are you often in the Kunsthaus?», fragt vor der Kasse ein Mann ein Besucherpaar. «No, we are from Texas to see Picasso.» Fragen zu einer Mitgliedschaft

erübrigen sich so. Daneben stellt ein Herr der Kassiererin seine Frau vor: «Das ist meine Frau.» Nett, nützt aber nichts, der Ausweis gilt nur für eine Person.

Dann geht es hoch in den Bühle-Saal. Das heisst, anders als noch 1932 besorgt sich der Besucher heute zuerst einen Audioguide. Ein Gerät, das aussieht wie eine Mischung zwischen Fernbedienung und Handy. Und bevor man im Saal auch nur ein Bild sieht, ist der erste Eindruck deshalb: ein Wald von Menschen, die zu grosse Handys an ihre Ohren drücken. Was irritiert, ist, dass keiner spricht. Alle hören sie zu.

Man kann nur erkennen, was man kennt

Sprechen hört man, und dies ist der erste akustische Reiz, das Vorgängermodell des Audioguides: eine Führerin, die mit einem Diskurs über Wahrnehmung für angestrenzte Mienen sorgt. Sie steht vor einem Bild, das ein Besucher später als «wie ein Zsämmesetzli» beschreiben wird. Picasso breche darin mit der Zentralperspektive, sagt die Führerin. Einer Sichtweise, die das Abendland dem Rest der Welt übergestülpt habe, als ersten Akt der Globalisierung sozusagen.

«Frisiertisch» heisst das Werk, das einem den Blickwinkel frei lässt. Und zum Glück steht «Frisiertisch» da. Denn «Frisiertisch» ist Eselsbrücke, falls sich die Fantasie weigern sollte, den in Flächen zerlegten Tisch wieder zusammensetzen. Schliesslich kann man nur wieder erkennen, was man kennt.

«Die Nase als Phallus»

Überhaupt stolpert man von einer Ebene auf die nächste – und wieder zurück. Denkt man vor «der Sitzenden» in seiner ganzen Naivität: «Wurstfinger», sagt der Audiokommentar dazu: «Schwer und in sich ruhend, wirken Picassos neoklassische Frauenfiguren in ihrer kompakten Körperlichkeit . . .». Man hört Besucher sagen: «Das Bild könnte von Van Gogh sein.» Oder man vergleicht die persönlicher gefärbten Ausführungen der menschlichen mit den wohlformulierten der Audioguides. «Gerade die surrealistischen Werke Picassos sind immer ein bisschen erotischer geworden. Das kann ich Ihnen im nächsten Raum zeigen.» Dorthin folgt man der Fachfrau gern und hört sie etwas schüchtern sagen: «Die Nase sieht aus wie ein bestimmtes Körperteil des Mannes.»

Dass es nicht die Brust ist, macht Fachfrau Nummer zwei ihren Zuhörern später resolut klar: «Die Nase als Phallus, der Mund als Vagina . . .» Wenn das nicht wehtat, dann wisse sie auch nicht. Sie meint damit Olga Chochlowa. Picassos erste Frau, die in Zürich habe miterleben müssen, wie der dieses Porträt seiner Geliebten Marie-Thérèse Walter aufhängen liess. «Der gelbe Gürtel» heisst das Bild, und der Audioguide beschreibt es so: «Die Nase keck in die Höhe, erinnert sie an ein männliches Genital.» «Tsts», sagt ein Besucher, und bevor man weiss, ob er es ernst meint, brandet vom Ende des Saals Applaus auf.

Überall Picasso

Das Ende einer Tour, die damit noch nicht zu Ende ist. Denn jetzt wollen die Leute reden, die zuvor geschwiegen haben. Der Mann zum Beispiel, der alles gesehen hat und weiss, dass die Maske auf dem Bild vorhin eine vom Karneval in Venedig gewesen sein muss. Ja, das habe was, sagt die Tourführerin ermattet. «Tschüss», sagt der Bestätigte darauf nur und zu seiner Begleiterin, dass er jetzt den Giacometti sehen wolle.

Andere drängt es an die Sonne. Der Vater mit seinem Kleinen. «Papa, hat das auch der Picasso gemacht», will er wissen, weil man nach einer Stunde Picasso überall Picasso sieht. «Öhm», sagt der Vater. Der Junge geht zu Rodins Höllentor: «Nein, hier steht nicht Picasso.»

(Tages-Anzeiger)